

Diakoniewissenschaftliche Forschung

Die Gründung eines Instituts dieses Namens überrascht zunächst einmal, denn sie liegt quer zu einem Trend der letzten Jahre, der eine weitere Institutionalisierung der Diakoniewissenschaft nicht erwarten ließ. Zwar hat sich die diakoniewissenschaftliche Literaturproduktion seit etwa 2000 erheblich erweitert¹, die damals noch erwartete Etablierung weiterer diakonischer Forschungseinrichtungen ist aber ausgeblieben. Angesichts eines bedrohlich erscheinenden Rückgangs der Anzahl der Theologiestudierenden hatten die theologischen Fakultäten damals an vielen Orten begonnen, diakoniewissenschaftliche Studiengänge aufzulegen und entsprechende Forschungsaktivitäten angekündigt. Da sich die Mangelsituation nach wenigen Jahren jedoch entspannt hat, wurden Studiengänge wieder eingestellt und größere Institutionsprojekte (Kompetenzzentren) auf ein kaum noch qualitätssicherndes Minimum reduziert, zumal auch die Verbände und größeren Einrichtungen der Diakonie, die in Forschungsaktivitäten von Hochschulen größere Summen nachhaltig zu investieren angekündigt hatten, diese inzwischen radikal zurückgefahren haben. Mitte des ersten Jahrzehnts dieses Jahrhunderts rechneten wir mit mindestens vier ausgebauten diakoniewissenschaftlichen Institutionen an deutschsprachigen theologischen Fakultäten und mit der Einrichtung bzw. Neuprofilierung diakoniewissenschaftlicher Professuren in allen theologischen Fakultäten. Geblieben sind davon zwei Institute, wovon eines (Bethel) quantitativ weit hinter den ursprünglichen Plänen zurückbleibt. Die theologischen Fakultäten haben neue Profilierungen unterlassen zugunsten einer Sicherung der traditionellen Fachanteile in den neuen Bachelor- und Masterstudiengängen. Auch eine stärkere „Diakonisierung“ des Theologiestudiums wurde nicht erreicht.

Etwas anders entwickelte sich die Situation an den Fachhochschulen bzw. Hochschulen für angewandte Wissenschaften. Hier gibt es mehrere neue diakonische Studiengänge oder Studienschwerpunkte, die auch mit Professuren verbunden wurden. Obwohl im Gefolge dieser Entwicklung auch Forschungsaktivitäten entstanden, erwachsen daraus nicht diakoniewissenschaftliche oder theologische Institute oder Projekte, sondern sie werden als diakoniewissenschaftliche Beiträge in sog. interdisziplinären Zentren eingebracht. Diese sollen Projekte bearbeiten, die ihrerseits gesellschaftlich relevanten Handlungsfeldern oder Problembereichen zugeordnet sind, z. B. demographischer Wandel/Altersforschung, Gesundheit, Jugend/Familie/Bildung, Integration und Zivilgesellschaft usw.

¹ Vgl. SCHMIDT, HEINZ, Diakoniewissenschaft 2000-2010: ThR 77 (2/2012) 201-225.

Offensichtlich besteht wissenschaftstheoretischer Klärungsbedarf, was die Möglichkeit einer integrativen interdisziplinären Forschung angeht bzw. die Vereinbarkeit verschiedener fachwissenschaftlicher Forschungsparameter. Man verzichtet daher – nicht nur von Seiten der Theologie – auf eine Führungsrolle, also auf den Anspruch, die Vielzahl der fachwissenschaftlichen Parameter und Erkenntnisse selektiv für den eigenen fachwissenschaftlichen Erkenntnisprozess zu nutzen, und ersetzt diese durch recht vage Konzepte wie Multiperspektivität und Pluralität des Erkenntnisprozesses oder ein erhofftes Gelingen diskursiver Verständigung. Die Einheit des Projekts wird allein durch den Bezug auf den jeweils problematisierten Handlungsbereich konstituiert, wobei es jeder beteiligten Fachdisziplin überlassen bleibt, welchem Aspekt des Problemfelds bzw. welchem Phänomen sie sich widmen will. Gemeinsam hoffen die beteiligten Disziplinen, die Komplexität eines Problembereichs angemessener zu erfassen, konstitutive Zusammenhänge zu erkennen und damit auch Handlungsfähigkeit zu steigern.

Gegen den Trend theologischer Selbstsicherung zuungunsten diakoniewissenschaftlicher Profilierung und trotz wissenschaftstheoretischer Unsicherheit hinsichtlich von Möglichkeiten interdisziplinärer Integrationen hat Ihre Hochschule (Elstal) zunächst einmal ein Zeichen gesetzt, indem sie diakoniewissenschaftliche und sozialtheologische Forschung – eine möglicherweise zeit- und wissenschaftsgeschichtlich notwendige Verknüpfung – in einem Institut organisiert hat, mit dessen Kapazitäten sie in verschiedenen interdisziplinär angelegten Forschungssettings tätig sein wird, z. B. im Handlungsfeld Gesundheit. Vielleicht kann ein solches Wagnis derzeit nur von einer freikirchlichen Institution angegangen werden, in der Sorgen um Bestand und Relevanzverlust weniger strategiebestimmend sind als in den Großkirchen und den mit ihnen verbundenen theologischen Fakultäten. Über eine kirchensoziologisch begründete Vermutung hinaus ist dennoch zu fragen, ob eine solche Institutionalisierung wissenschaftstheoretisch und theologisch legitim ist und auch zukunftsweisend sein kann. Mit anderen Worten: Kann eine sozialtheologisch profilierte Diakoniewissenschaft als Fachwissenschaft forschungs- und handlungsrelevant sein und gleichzeitig interdisziplinär agieren?

Zur Geschichte der Diakoniewissenschaft

Die Institutionalisierung der Diakonik begann Ende der 1920er Jahre mit einem Institut in Berlin unter der Leitung von REINHOLD SEEBERG. Es hatte zwar eine schwache theoretische Grundlage und sollte hauptsächlich der Theologenausbildung dienen, aber auch Studierende anderer Fakultäten an evangelische Sozialtheorie und -praxis heranführen. Durch Forschung konnte sich das Institut kaum profilieren. Ab 1933 geriet es in kirchen- und personalpolitische Auseinandersetzungen und wurde 1938 geschlossen, weil – so die offizielle Begründung – die christliche Liebestätigkeit als Teil der Wohlfahrtsaufgaben von Partei

und Staat anzusehen sei.² Aber nicht nur nach nationalsozialistischer Ideologie, sondern auch nach dem herkömmlichen und damals herrschenden Wissenschaftsverständnis war eine eigenständige diakoniewissenschaftliche Forschung nicht nötig. Demnach hat Wissenschaft einen fest umrissenen Gegenstands- oder Handlungsbereich theoretisch zu erfassen, d. h. seine Grundlagen sowie die Regeln bzw. Gesetze zu erkennen, die in diesem Bereich gelten. Geschichtliche Studien gehören dazu, insofern sie dazu dienen, Richtiges und Falsches oder Wahrheit und Irrtum zu unterscheiden. Dementsprechend ist die Diakonie Gegenstand der Theologie, weil sie eine Ausdrucksform des Glaubens bzw. der Kirche ist. Als solche ist sie theologisch zu begründen und methodisch-praktisch zu regulieren. Das haben einige Theologen neben und nach WICHERN auch geleistet. WICHERN selbst hat Diakonie in der Offenbarung des Bundes Gottes als Entsprechung zur innertrinitarischen Liebe verankert, die in Form der Inneren Mission in das Glaubenszeugnis integriert ist. Demnach ist kirchliche Diakonie „eine von der geordneten amtlichen Kirche wesentlich ausgehende ihr bleibend eingefügte Lebens- und Liebesmitteilung in geistlichen und leiblichen Gaben“³.

Diese Diakonie in Gestalt der Inneren Mission wurde von dem Praktischen Theologen CARL IMMANUEL NITZSCH (1857) der Seelsorge zugerechnet, d. h. dem Regelwerk der „eigenthümlichen Seelenpflege des evangelischen Hirtenamts“⁴ unterworfen. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts trat bei EMIL SULZE an die Stelle des pastoralen Amtes die Gemeinde als Subjekt der Seelsorge. Damit wird die Innere Mission Teil der wechselseitigen Liebestätigkeit der Gemeinde mit dem eigentlichen Ziel der „Rettung der Seelen“⁵.

Diese der Realität der Inneren Mission als freie Liebestätigkeit diametral widersprechende Sicht lässt sich nur durch vorab feststehende Bestimmung des Gegenstandsbereichs auf Kirche und Glauben/Theologie erklären. Die Verengung auf die Seelsorgelehre wurde schon 1890 von THEODOR SCHÄFER, einer diakonischen Leitungsperson, kritisiert, der deshalb Diakonie als eigenständige Disziplin der Praktischen Theologie reklamierte. Er blieb dennoch dem bereichsbezogenen Paradigma verhaftet. Diakonie sollte als „Theorie der Verwirklichung der Kirche in der Welt“⁶ expliziert werden. Damit kommt eine recht erfolgreiche

² Zur Geschichte dieses Instituts vgl. KAISER, JOHANN-CHRISTOPH: Von Berlin bis Heidelberg – Diakonie als Wissenschaft. Anmerkungen zum Vorläuferinstitut des Heidelberger Diakoniewissenschaftlichen Instituts, in: 50 Jahre Diakoniewissenschaftliches Institut, DWI-INFO Sonderausgabe 5, hg. v. VOLKER HERRMANN, Heidelberg 2005, 136-143.

³ WICHERN, JOHANN HINRICH: Über Armenpflege (1855/56) (SW III/I), 44. Zitiert nach SCHÄFER, GERHARD K: Evangelisch-theologische Konzeptionen und Diskussionslinien der Diakonie, in: Diakonisches Kompendium, hg. v. GÜNTER RUDDAT und DERS., 96.

⁴ RUDDAT/SCHÄFER, Diakonisches Kompendium (wie Anm 3) 99 f.

⁵ Ebd.

⁶ SCHÄFER, THEODOR: Diakonik oder Theorie und Geschichte der Inneren Mission, in: Handbuch der theologischen Wissenschaften in enzyklopädischer Darstellung, Bd. 4, hg. v. OTTO ZÖCKLER, München³1890, 520.

Denkfigur zum Tragen, Diakonie und Welt als getrennte Bereiche, wobei die Diakonie als Kirche in die Welt hineingeht und dort kirchen- bzw. theologiekonforme Strukturen hervorbringen kann. Diese Denkfigur hat noch EUGEN GERSTENMAIER nach dem Zweiten Weltkrieg bei seiner Aufgabenbestimmung des Evangelischen Hilfswerks bestimmt und bis HERBERT KRIMM und PAUL PHILIPPI das DWI in Heidelberg bis in die 70er Jahre positioniert. Auch die liberalen Theologen, die nicht die Innere Mission verkirchlichen, sondern die freie Vereinstätigkeit ernst nehmen wollten, blieben der Vorstellung eines spezifischen Handlungsbereichs verhaftet, indem sie wie RICHARD ROTHE⁷ und später PAUL GRÜNBERG⁸ das (neuzeitliche) Christentum als Nährboden einer eigenständigen Diakonie verstanden. Dabei wurden die freien Vereine entweder als Vehikel des Übergangs vom kirchlichen zum ethischen Zeitalter des Christentums (ROTHE) oder als eine besondere Gestalt des christlichen Geistes verstanden.⁹

Gesellschaftliche Diakonie und Theologie

Im Gefolge der zunehmenden Integration diakonischer Einrichtungen in den Sozialstaat der Weimarer Republik (als Dienstleister) konnte die Verortung der Diakonie im Gegenstandsbereich Kirche/Glaube nicht mehr befriedigen. HEINZ-DIETRICH WENDLAND hat darum das Konzept einer gesellschaftlichen Diakonie neben seine Vorstellung einer diakonischen Kirche gestellt. Damit aber hat er die Verortung in einem abgrenzbaren Gegenstandsbereich verlassen: Denn eine funktionierende Gesellschaft, von der WENDLAND ausgeht, ist zwar strukturiert; sie stellt aber kein abgegrenztes Gefüge dar, sondern einen Prozess dynamischer Strukturen. Diese Dynamik bringt entmenschlichende Phänomene hervor, weil die Strukturen selbst destruktiv und daher als Sünde zu bezeichnen sind. Gesellschaftliche Diakonie zielt als Gegenkraft auf die Harmonisierung der Gesellschaft. Sie strebt in unterschiedlichen Formen – als diakonische Kirche/Gemeinde, als diakonische Einrichtung oder als „bruderschaftliche Diakonie von unten“¹⁰ nach einer „verantwortlichen Gesellschaft“. Wissenschaftstheoretisch gesehen hat WENDLAND mit dieser Diakoniekonzeption den Bezug der sog. Diakonik auf einen fixierten Gegenstandsbereich verlassen und durch eine Leitperspektive („Verantwortliche Gesellschaft“) ersetzt. Diese macht eine wissenschaftliche Reflexion prinzipiell unbegrenzter Dynamik gesellschaftlicher Entwicklung erforderlich, deren Qualifizierung, d. h. ihr Wertbezug, als diakonisch

⁷ ROTHE, RICHARD: Theologische Ethik, Bd. 3, Wittenberg 1948, § 1178.

⁸ GRÜNBERG, PAUL: Die evangelische Gemeinde und die Innere Mission, in: Lebendige Gemeinden (FS E. SULZE), hg. v. CARL CLEMEN u. a., Gießen 1912, 29-45.

⁹ Vgl. SCHÄFER, Konzeptionen (wie Anm. 3) 102.

¹⁰ WENDLAND, HEINZ-DIETRICH: Christos Diakonos – Christos Doulos. Zur theologischen Begründung der Diakonie, in: Christos Diakonos – Ursprung und Auftrag der Kirche – Drei Vorträge, hg. v. DERS., ARTHUR RICH und HERBERT KRIMM, Zürich 1962, 29.

allerdings ebenfalls zu spezifizieren ist. Man braucht nun eine spezifisch diakonische Reflexion, die intentional auf eine verantwortliche Gesellschaft gerichtet ist. Als diakonisch ist die Reflexion mit den Worten WENDLANDS zu qualifizieren, wenn sie aus der christologischen „Einheit von Heilung und Vergebung, von erlösendem Wort und helfender Liebestat“¹¹ erwächst.

WENDLAND selbst war sich dieser wissenschaftlich theoretischen Neuorientierung nicht bewusst. Deshalb konnte er sie auch nicht argumentativ in die Auseinandersetzungen mit HERBERT KRIMM und PAUL PHILIPPI einbringen, die weiter von einer qualitativen Diastase zwischen Kirche (als Ort der Verkündigung bzw. einer christologisch strukturierten Gemeinde) und Welt (als Ort der Sünde und des Dunkels, der Kirche und Diakonie durch eine christusförmige Struktur des Zusammenlebens Beispiel sein sollte) ausgingen. Dass Kirche und Glaube selbst an der gesellschaftlichen Dynamik teilhaben, konnten KRIMM und PHILIPPI nicht anders begreifen, als dass die sündige Welt in die institutionalisierte Kirche (und Diakonie) eindringt und diese zum *Corpus permixtum* macht. So konnten sich die Kontrahenten eigentlich nicht verstehen.

Eine genauere Analyse der WENDLAND'schen Schriften könnte auch noch zeigen, wie sich der Stellenwert der Theologie mit ihren Teilgebieten (einschließlich der Diakonik) ändert. Theologische Sätze sind nicht mehr notwendigerweise schon Teil des Forschungsgegenstands und gehören auch nicht prinzipiell zum Kernbestand der dem Gegenstand zugehörigen wissenschaftlichen Reflexion. Sie können dazu gehören, müssen es aber nicht. In erster Linie wird Theologie zur Klärung der Wertbasis bzw. Qualität der Leitperspektive gebraucht. Das heißt aber auch, dass Forschung sich nie als wertfreie Beobachtung selbst stilisieren sollte. Was als verantwortliche Gesellschaft im Sinne eines christlichen Humanismus gelten kann, muss theologisch legitimiert werden.

Dass die Theologie die Intentionen bzw. Wertorientierung (diakonie-)wissenschaftlicher Forschungsaktivitäten zu reflektieren hat, heißt nicht, dass sie sich darauf zu beschränken hätte. Theologie kann auch bei der Bestimmung und Analyse von Forschungsgegenständen eine Rolle spielen. WENDLAND hat z. B. Christus mit den Armen symbolisch identifiziert und gesellschaftliche Strukturen als Sünde bezeichnet, d. h. er hat bestimmte Phänomene der gesellschaftlichen Dynamik werthaft positiv oder negativ ausgezeichnet und aus der Begegnung zwischen werthaften Leitperspektiven (= erlösendes Wort und helfende Liebestat) und werthaften Phänomenen (Strukturen, Arme) Handlungsempfehlungen gewonnen. Solche Qualifizierungen ihrer Forschungsgegenstände sind auch für die anderen Wissenschaften kennzeichnend. Sie bedürfen einer Begründung, in der Theologie einer theologischen Begründung, die auch von WENDLAND geleistet wurde (z. B. im Blick auf die Armen biblisch mit Verweis auf Mt 25).

¹¹ WENDLAND, HEINZ-DIETRICH: Diakonie zwischen Kirche und Welt, in: Diakonie zwischen Kirche und Welt, hg. v. CHRISTINE BOURBECK und DERS., Hamburg 1958, 35.

Abschied von Gegenstandsfixierung zugunsten von Forschungsperspektiven

Die Entwicklung der Diakoniewissenschaft zeigt so exemplarisch, was die Entkopplung von Gegenstandsbereich und Wissenschaft konkret bedeutet. Nicht mehr nur die kirchliche Verkündigung bzw. der Glaube kann Gegenstand wissenschaftlicher theologischer Reflexion sein, sondern potenziell die Wirklichkeit in ihrer unendlich erscheinenden Vielfalt. Ein Einwand ist hier abzuwehren. Er lautet, dass die Theologie sich immer schon deutend auf die gesamte Wirklichkeit bezogen hat, indem sie diese als Schöpfung Gottes, als Welt der Sünde oder als Ort der Heilsgeschichte verstanden hat. Der Einwand ist insofern berechtigt, als die Theologie universalistische Verkündigungsinhalte/Glaubensaussagen expliziert. Diese stellen aber selbst nichts anderes als generelle Deutungsperspektiven dar, also Werte, die auf konkrete Erscheinungen erst noch bezogen werden müssen, die damit als Gegenstände der wissenschaftlichen Reflexion ausgewählt werden. Globaldeutungen kennt jede Wissenschaft. Sie werden zu wirklichkeitsverstellenden Ideologien, wenn sie nicht an konkreten Erscheinungen oder Entwicklungen ihre Erklärungskraft erweisen oder sich widerlegen lassen. Deshalb ist die Applikation solcher generellen Deutungen zunächst immer ein Wagnis, wie z. B. auch die von WENDLAND vorgenommene Applikation von Sünde auf gesellschaftliche Strukturen und von Christus auf die Armen. Deshalb bemüht sich WENDLAND auch darum, durch Argumente seine Deutungen zu plausibilisieren.

Das Vorgehen WENDLANDS, also die Loslösung von einem vorweg abgegrenzten Gegenstandsbereich und die Umstellung auf Leitperspektiven, zeigt darüber hinaus, dass der Gegenstandsbezug von Wissenschaft zwar flexibilisiert, aber auch zu einer besonderen Herausforderung wird. Eine ständige Explikation von Leitperspektiven allein bleibt ideologisch, eine beliebige Auswahl und Qualifizierung irgendwelcher Erscheinungen würde aber den Ideologieverdacht nicht beseitigen und wäre auch nicht kommunikabel. Deshalb bedarf es immer einer reflexiv kontrollierten, d. h. kriterienbezogenen Selektion bestimmter Erscheinungen, die erst so relevant werden. Leitkriterien werden in theoretischen und methodischen Grundmustern von den Wissenschaften selbst bereitgestellt. Es handelt sich dabei um die von THOMAS KUHN¹² so genannten Forschungsparadigmen, die von einer Gemeinschaft von Wissenschaftlern für längere Zeit akzeptiert werden. Sie erlauben, bestimmte Erscheinungen oder Zusammenhänge als problematisch für eine bestimmte Wissenschaft, z. B. für die Diakoniewissenschaft, auszuwählen, etwa die Zahl der in Armut lebenden Kinder in der Bundesrepublik Deutschland. Der Gegenstandsbezug wird also im Blick auf ein Phänomen definiert, das unter

¹² KUHN, THOMAS S./SIMON, KURT/VETTER, HERMANN: Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen, Frankfurt a. M. 2001.

bestimmten Kriterien problematisch erscheint, mit dem Ziel, das so erkannte Problem zu lösen oder zumindest zu lindern.

Projektorientierung und Interdisziplinarität

Das heute übliche Modell für ein solches Vorgehen ist das Projekt, das vorab konzipiert bzw. in einem Forschungsdesign festgelegt wird. Es enthält eine methodisch kontrollierte Problemanalyse, eine Reflexion verschiedener Ursachen-erklärungen, eine Erörterung möglicher Lösungen, oft auch eine normative Reflexion, sodann die Bestimmung konkreter Lösungswege, die Durchführung und die Evaluation. Das Projekt ist die typische Form, mit deren Hilfe Wissenschaft heute handelt und damit ihren Realitätsbezug herstellt. Das gilt nicht nur für angewandte Forschung, sondern auch für Grundlagenforschung. Die Diakoniewissenschaft arbeitet heute durchweg projektförmig. WENDLANDS Konzept einer gesellschaftlichen Diakonie hat eine solche Forschung ermöglicht, weil es deutlich machte, dass Gesellschaft keine terra incognita et obscura ist, in die das Licht christlicher Liebestätigkeit hineingetragen werden müsse, sondern eigene Strukturen und Dynamiken besitzt. Im Gefolge dieser Entwicklung wurden mehrere relevante gesellschaftliche Problembereiche identifiziert und diakoniewissenschaftlicher Reflexion zugänglich gemacht, z. B. Kinder und Jugendliche, Armut, Behinderte, Senioren und Pflege, Gesundheit, Migration u. a. m. Aber auch Probleme des diakonischen Selbstverständnisses kamen auf diese Weise zu Tage, wie etwa die für die Diakonie neue Wettbewerbssituation auf Sozialmärkten, die seit den 90er Jahren verstärkt als diakonisches Identitätsproblem angesichts betriebswirtschaftlicher Methoden begriffen wurde. Der Übergang von einer bereichsspezifischen Explikation und Reflexion durch eine Bezugswissenschaft zu einer dynamischen projektartigen und zugleich perspektivengeleiteten Forschung kann m. E. mit der sonst nicht erklärten Namensänderung von Diakonik zu Diakoniewissenschaft in Verbindung gebracht werden, die sich in den letzten Jahrzehnten fast unbemerkt ereignet hat. Diakonik klingt antiquiert, Diakoniewissenschaft lässt eher an progressive Forschung denken.¹³

Logischerweise ist die skizzierte wissenschaftstheoretische Neuorientierung verbunden mit der Abkehr von monodisziplinärer Theoriebildung und einer Hinwendung zu interdisziplinärer Forschung. Denn die der Entwicklung der diakonischen Praxis folgende Forschung muss sich mit Gegenständen, Situationen und Phänomenen befassen, die bereits von verschiedenen Wissenschaften unter de-

¹³ Die obige Darstellung lässt sich quantitativ und inhaltlich belegen. Während PETER C. BLOTH 2001 noch mit 14 Titeln die Entwicklung der „Diakonie-Forschung“ eines Jahrzehnts in einem Forschungsbericht darstellen konnte, sprengen heute die Publikationen sowohl zahlenmäßig wie inhaltlich jeden denkbaren Rahmen dieses Sujets. Möglich sind nur noch perspektivische und thematisch auf Einzelprojekte begrenzte Berichte. Vgl. BLOTH, PETER C.: Zur theologischen Diakonieforschung: ThR 66 (2001) 240-259.

ren Leitperspektiven erschlossen sind, nämlich unter soziologischen, psychologischen, pädagogischen, gesundheitswissenschaftlichen, ökonomischen u. a. m. Das Verhältnis zwischen den verschiedenen wissenschaftlichen Zugängen, d. h. die Struktur von Interdisziplinarität, ist heute weitgehend ungeklärt und wird deshalb auch unablässig diskutiert. Dabei liegen die Schwierigkeiten weniger im methodologischen Bereich. Bestimmte Methoden mögen in einer wissenschaftlichen Tradition und Ausbildung unbekannt, in einer anderen fest etabliert sein und damit auch zur Abgrenzung oder als Identitätsmerkmal benutzt werden. So spricht man von sozialwissenschaftlichen im Gegensatz zu naturwissenschaftlichen oder geisteswissenschaftlichen Methoden, oder auch kleinformatiger von soziologischen, psychologischen, mathematischen oder theologischen Methoden. Derartige Unterschiede verdanken sich allein den Wissenschaftstraditionen, genauer traditionellen Gegenstandsfixierungen der jeweiligen Fachdisziplinen. So erscheint die Theologie traditionell an hermeneutische Methoden gebunden, weil die Verkündigung, die Schrift und ihre Auslegung (im weitesten Sinn) als ihr Gegenstandsbereich galten. Im Gefolge der neuzeitlichen Auffassung des persönlichen Glaubens als Erkenntnisquelle kamen dann auch psychologische Methoden ins Spiel, woraus sich dann eine theoretische Religionspsychologie entwickelte. Methodologisch sind die Wissenschaften nicht festgelegt. Sie „lernen“ neue Methoden, wenn dies erforderlich ist, wie eine neue Sprache und benutzen dann auch deren Sprache. So hat auch die Diakonik auf dem Weg zur Diakoniewissenschaft ihr Methodenrepertoire vervielfältigt. Insbesondere hat sie Methoden empirischer Forschung aufgegriffen.

Dass es nicht die Methoden sind, die interdisziplinäres Forschen und Handeln schwierig machen, sondern vorausliegende grundlegende Überzeugungen, Vorstellungen, Erwartungen und Visionen, kann man auch an der Geschichte der neueren Diakonik selbst erkennen. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts verstand sie sich als christliche Liebestätigkeit, verbunden mit dem Glaubenszeugnis in einer vom Glauben abgefallenen Welt, weshalb die besonders Benachteiligten durch die Liebe zum Glauben zurückgebracht werden sollten. Deshalb wurde diese Tätigkeit von der theologisch verstandenen Wissenschaft der Inneren Mission (= Diakonik) durchaus angemessen erfasst. Allein WICHERN selbst stellte mit seiner Theorie der drei Grundformen der Diakonik (Freie Diakonik, Kirchliche Diakonik und Bürgerliche Diakonik) mit je unterschiedlichen Zielsetzungen eine Ausnahme dar,¹⁴ die freilich wirkungslos blieb, zumal auch Wichern selbst sich dem Konzept der Inneren Mission verschrieben hatte. In diesem Konzept war kein Platz z. B. für empirische Forschung, etwa über die Gründe der Massenarmut oder die Denkweisen der Armen oder Gefängnisinsassen.¹⁵ Denn man wusste, dass die entscheidenden Gründe in Sünde und Glaubensabfall lagen.

¹⁴ Vgl. die Darstellung bei SCHÄFER, Konzeptionen (wie Anm. 3) 96-99.

¹⁵ Auch in dieser Hinsicht hat sich WICHERN bemerkenswerter Weise um eine genauere Beschreibung der Notsituationen bemüht, also eine Vorform empirischer Forschung praktiziert. Aber

Sozialstaatliche Integration und Wettbewerbsorientierung als Anlässe zu Neuorientierung

Eine grundlegende Änderung ergab sich für die Innere Mission durch die zunehmende Eingliederung ihrer Einrichtungen in das wohlfahrtsstaatliche System der Weimarer Republik. Es fanden sich nun Versuche und Forderungen nach genauerer Erforschung der psychischen und sozialen Lage der Hilfsbedürftigen und es entstanden die ersten Ausbildungsordnungen und Studienangebote, die diese Neuerung berücksichtigten. Die naheliegende Institutionalisierung einer eigenständigen Diakoniewissenschaft scheiterte aber noch, zumal zunächst die wirtschaftlichen Notlagen und Krisen, sodann der politische Druck durch die Naziherrschaft die Sorge um die Erhaltung der Einrichtungen ganz in den Vordergrund rücken ließ und mit einer Annäherung an die institutionalisierte Kirche verbunden war. Im Prinzip hat sich diese Situation auch nach dem Zweiten Weltkrieg nicht verändert, obwohl vom Evangelischen Hilfswerk (unter GERSTENMAIER) nicht nur die Linderung individueller Not, sondern auch der Kampf um die Veränderungen „verzweifelter Lebensbedingungen“ und um Gerechtigkeit zum Programm erklärt wurde.¹⁶ Die längst fällige Öffnung für Methoden und Erkenntnisse der sozialen Arbeit, die mit der sozialstaatlichen Integration der Diakonie erforderlich war, setzte erst in den 60er Jahren des vergangenen Jahrhunderts ein, wurde aber in der „Diakonik“ noch dadurch verzögert, dass ihre einzige Institution, das 1954 gegründete Diakoniewissenschaftliche Institut in Heidelberg, bis zum Ende der 1970er Jahre unter KRIMM und PHILIPPI am traditionellen kirchlich-theologischen Paradigma festhielt und auch deswegen gänzlich unwirksam wurde. Die Wende wurde dann durch THEODOR STROHM unter der Perspektive einer verantwortlichen Gesellschaft zu Beginn der 1980er Jahre eingeleitet und hat zu mehreren interdisziplinären Forschungen in verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen geführt.¹⁷ Empirische Forschung wurde zunehmend relevant. Das Problem der Verbindung von theologischer und sozialwissenschaftlicher Theoriebildung wird seitdem breit diskutiert. Es ist ein zentrales Thema der diakonischen Ethik, wird aber auch als Grundlagenproblem der Praktischen Theologie nicht nur im Blick auf das diakonische, sondern auch auf das erzieherische, seelsorgerische, liturgische und homiletische Handeln erörtert.

auch seine diesbezüglichen Beobachtungen haben ihn nicht dazu veranlasst, eine allgemeine methodisch ausgewiesene Situationsanalyse zu fordern.

¹⁶ GERSTENMAIER, EUGEN: Kirche und Öffentlichkeit (Rede in Bethel 1948), in: DERS., Reden und Aufsätze, zusammengestellt anlässlich seines 50. Geburtstages am 25. 8. 1956, Stuttgart 1956, 98 f.

¹⁷ STROHM, THEODOR: Theologie der Diakonie – Diakonie an der Theologie. Forschungsaufgaben der Diakoniewissenschaft: ThPr 20 (1985) 281-292, wieder abgedruckt in: DERS.: Diakonie und Sozialethik. Beiträge zur sozialen Verantwortung der Kirche, hg. v. GERHARD K. SCHÄFER und KLAUS MÜLLER, Heidelberg 1993, 125-137.

Am Ende des vergangenen Jahrhunderts ist eine weitere einschneidende Veränderung der gesellschaftlichen Lage der Diakonie eingetreten. Die weitgehende Integration in das sozialstaatliche Dienstleistungssystem wurde nicht aufgehoben, aber dieses System wurde wettbewerbsorientiert verändert, d. h. die staatliche Regelung einer Versorgung auf Bedarfsbasis wurde in zentralen Bereichen durch eine (gesetzlich limitierte) ökonomische Steuerung ersetzt; das bedeutet, dass Markt- und Kostenvorteile zu Entscheidungskriterien avancierten.

Die beiden großen geschichtlichen Einschnitte der modernen Diakonie, die sozialstaatliche Integration und die ökonomische Formatierung, haben nur teilweise vergleichbare wissenschaftstheoretische Folgen. Zwei unterschiedliche gesellschaftstheoretische Erklärungsmuster führen hier zu ähnlichen Einsichten. Systemtheoretisch ist die Diakonie als funktionales Leistungssystem des Religionssystems zu betrachten,¹⁸ seit sie – sozialstaatlich integriert – zum Dienstleister geworden ist. Die funktionalen Erfordernisse der Dienstleistungen in diesem Rahmen haben auch die ursprünglich allein bestimmende kirchlich-theologische Zielsetzung (Glaubenszeugnis/Bekehrung und Liebestat/Unterstützung) mit einer besonderen Ausrichtung auf die Armen und Benachteiligten verändert. Das Funktionalitätserfordernis machte die fachlich-sachliche Angemessenheit und die Qualität der Leistungserbringung zu erstrangigen Zielen. Die Bestimmung von sozialen Systemen als Kommunikationssysteme ist hier besonders hilfreich. Soziale Systeme meinen nicht Organisationen, Institutionen oder interaktive Gruppen. Dies und anderes sind mögliche Formen in sozialen Systemen. Es handelt sich um die Kommunikationen, die für alle unterschiedlichen Organisationsformen, auch die diakonischer Arbeit, bestimmend sind. Und diese definieren sich selbst als fachlich angemessen, den jeweils anerkannten professionellen Standards entsprechend, auf hohem Niveau und unter Einbeziehung der ethischen Standards der jeweils zuständigen Profession.¹⁹ Hinzu kommen die grundlegenden Theorien der nunmehr einschlägigen Wissenschaften, also aus der Soziologie, der Medizin, der Pflegewissenschaft, dem Recht etc.. Systemtheoretisch gesehen sind Theorien und Methoden Programme, mit deren Hilfe ein System sich selbst reproduziert. Sie werden wegen funktionaler Erfordernisse übernommen, d. h. sie „interpenetrieren“ das System und werden strukturell verkoppelt, und zwar unverändert, soweit sie der Leistungsfähigkeit des Systems dienen.

Was aber wird dann aus den ursprünglich konstitutiven theologischen Kommunikationen? Werden sie einfach an den Rand gedrängt bzw. nur noch ideologisch im Blick auf vormoderne Legitimationswünsche gebraucht? Zumindest vor der Ökonomisierung konnte man manchmal diesen Eindruck haben. Fakt ist aber, dass die theologischen Argumentationen zunächst einmal additiv dazu-

¹⁸ Vgl. STARNITZKE, DIERK: *Diakonie als soziales System*, Stuttgart 1996; bietet eine umfassende und weitgehend angemessene systemtheoretische Analyse der Diakonie.

¹⁹ Z. B. *Gesundheit und Lebensschutz für Medizin, Menschenrechte für Soziale Arbeit* u. a.

kommen. Auf diese Weise können theologisch-ethische Kommunikationen im sozial-staatlichen Zusammenhang spezifische Erfordernisse erfüllen, d.h. auch die Funktionalität erhöhen. Die additive Verwendung eines theologisch-ethischen Programms kann also funktionale Leistungen zusätzlich legitimieren und damit auch deren Akzeptanz bei wertorientierten Gruppen erhöhen. Freilich können auch Defizite insofern zu Tage treten, als die Definition von gesellschaftlich zu befriedigenden Bedürfnissen und damit von erforderlichen Leistungen der Komplexität menschlicher Bedarfslagen einfach deshalb nicht entspricht, weil ganze Dimensionen menschlicher Existenz, wie z.B. religiöse und moralische Bindungen, einfach ausgeblendet sind. Ein instruktives Beispiel ist der Leitbegriff des Gesundheitssystems, der den Restriktionen medizinisch-pharmazeutischer Machbarkeit entspricht und daher Verluste, Benachteiligungen, Besonderheiten oder Leiden als zu kurierende Defizite betrachtet. Zu Recht widmet sich das neu gegründete Institut mit einem Projekt dem Komplex Gesundheit.

Mit dieser Überlegung ist allerdings eine Grenze des funktional-systemtheoretischen Modells erreicht, weil dieses nur eine generelle Leistung als systembildend bzw. abgrenzend zulässt, in unserem Fall also die (Wieder-)Herstellung gesellschaftlicher Handlungsfähigkeit. Zusätzliche Leistungen müssen dieser mit Notwendigkeit zu- bzw. untergeordnet sein. Dem Theoriemodell zufolge sind also mehrere gleichwertige Funktionen oder eine zeitweilige Priorität einzelner Hauptfunktionen nicht möglich.

Hybridität als Koordination unterschiedlicher Logiken

Hier helfen neuere organisationstheoretische Ansätze weiter. Auch diese gehen davon aus, dass Organisationen aus Kommunikationen bestehen, die bestimmten funktionalen Erfordernissen genügen müssen. Sie strukturieren sich aber im Hinblick auf komplexe und dauerhafte Anforderungslagen in unterschiedlichen Formen und können auf diese Weise auch verschiedenartige Funktionen erfüllen. Dementsprechend können Organisationen verschiedenartige Kommunikationen strukturell verbinden und auch operative Modi, d.h. ursprünglich verschiedene Methoden kombinieren. Gerade dafür verwenden Forscher heute die Bezeichnung „hybride Organisation“²⁰. Außerdem gibt es auch die Möglichkeit, die Konsequenzen des zweiten folgenreichen Wandels der Diakonie, der Ökonomisierung, einzubeziehen.

Als hybride Organisationen werden heute in der Regel international tätige Großunternehmen bezeichnet, die in den meisten Fällen als Holding oder als Konzern organisiert sind, d.h. verschiedene, mehr oder weniger selbstverantwortlich wirtschaftende Einheiten einer zentralen Aufsichts- bzw. Steuerung-

²⁰ BILLIS, DAVID: Hybrid Organizations and the Third Sector, Palgrave Macmillan 2010.

seinheit zuordnen, die für die Einhaltung grundlegender Prinzipien sorgt, die Rentabilität der einzelnen Bereiche überwacht und sich in besonderer Weise um die Öffentlichkeitswirkung des Großunternehmens kümmert. Die einzelnen kleineren Betriebseinheiten bleiben aber ansonsten selbstständig und können sich daher auch leichter auf Veränderungen einstellen. Der Vorteil einer solchen Organisationsform ist, dass die situativen Gegebenheiten – also lokale, regionale, kulturelle Besonderheiten, einschließlich unterschiedlicher moralischer Präferenzen – bei Produktion und Vertrieb besser berücksichtigt werden können. Neben Großunternehmen werden neuerdings auch Organisationen und Verbände, die im sogenannten Dritten Sektor, also „zwischen Macht, Staat und Zivilgesellschaft“, operieren,²¹ als hybride Organisationen bezeichnet. Dabei wird davon ausgegangen, dass diese hybriden Organisationen teilweise einer Sachlogik des Staates, teilweise einer des Marktes folgen und beide Logiken in einem koordinierenden Gefüge vereinigen können, das seinerseits zivilgesellschaftlichen Zielsetzungen (= Werten) verpflichtet ist.²² Dieser letztere Gebrauch des Begriffs hybrider Organisation ist voraussetzungsreicher als der allein auf Wirtschaftsunternehmen bezogene, weil im sogenannten Dritten Sektor die wirtschaftliche Zielsetzung (Gewinnmaximierung) zugunsten anderer Vorstellungen (politischer, moralischer, sozialer) relativiert ist. Offen bleibt auch hier freilich jede genauere Verhältnisbestimmung zwischen den potenziell divergierenden Interessen oder Logiken. Dies bildet ziemlich genau die Situation vieler diakonischer Organisationen ab. Das konfliktreiche Nebeneinander religiös-moralischer, sozialer und wirtschaftlicher Ziele wird häufig thematisiert und teilweise beklagt, ohne dass effektive Entscheidungsregeln für existenzgefährdende Konflikte aus den diakonischen Zielvorstellungen abgeleitet werden konnten. In den ruhigen Zeiten, d. h. bei befriedigenden wirtschaftlichen Ergebnissen, wird der Gemeinwohlbeitrag höher veranschlagt als die Kapitalverzinsung – jedenfalls offiziell –, fallen qualitative werthaltige Variablen bei Evaluationen stärker ins Gewicht als die standardisierte Rechnungslegung, sind vertrauensbasierte Transaktionen wichtiger als geldbasierte, spielt die Ertragsstärke eine geringere Rolle als das Vertrauen der Kunden und der Öffentlichkeit und es werden höhere Transaktionskosten als bei vergleichbaren gewerblichen Einrichtungen mit den besonderen spirituellen, seelsorglichen und ethischen Aufgaben der Diakonie begründet. Bei wirtschaftlichen Schwierigkeiten wird die Rangordnung aber schnell umgedreht. Notstandsparagraphen und Überlebensargumente erlauben es leider nicht nur vorübergehend, alle ideellen Ziele hintanzustellen. Wenn der Begriff hybride Organisation im Wohlfahrtsbereich nichts anderes meint als einen funktional gerechtfertigten, d. h. situationsbedingten Austausch von unter-

²¹ Vgl. SCHULZ, ANDREAS: Organisationen zwischen Macht, Staat und Zivilgesellschaft: Arbeitsmarktförderung von Langzeitarbeitslosen im Deutschen Caritasverband, Wiesbaden 2009.

²² Unter diese Definition fallen dann auch Genossenschaften, da sie vorrangig auf Märkten operieren, aber auch soziale und gegebenenfalls kulturelle Bedürfnisse ihrer Mitglieder erfüllen.

schiedlichen, sich widersprechenden Logiken, Normen und Strategien, hätte er zwar einen gewissen Erkenntniswert, aber nicht den geringsten Orientierungswert.

Logik der Welt und Logik Christi

Das Miteinander unterschiedlicher Logiken hat schon MARTIN LUTHER beschäftigt. Er unterschied zwei Lebens- und Handlungsbereiche der Christen, das Reich der Welt und das Reich Gottes bzw. Christi, zum einen räumlich als Nebeneinander, zum anderen zeitlich in eschatologischer Perspektive einander zugeordnet.²³ Im Reich der Welt gelten die weltlichen Ordnungen vorübergehend, um dem Bösen Grenzen zu setzen. Das weltliche Reich ist durch göttliche und weltliche Gesetze geordnet und wird von Obrigkeiten regiert. Die Christen haben diesen zu gehorchen und ihre Pflichten als Untertanen, Soldaten, Magistrate, Kaufleute zu erfüllen. Unter wahren Christen und in der Gemeinde selbst sollte die Logik der Welt aber nicht gelten, sondern die der Nächstenliebe. Deshalb muss der Christ, sofern er nur für sich selbst handelt, Unrecht ertragen und auf Gegenwehr verzichten. Dieser Zustand ist freilich vorübergehend. LUTHER war ursprünglich fest davon überzeugt, dass die freie Verkündigung des Evangeliums immer mehr Menschen zu wahren Christen machen und damit die Logik der Liebe zum Sieg verhelfen werde. In seiner späteren, stärker pastoralen Lebensphase ist der Reformator integrativen Denkmustern gefolgt, d. h. er hat sich den Grundmustern hybrider Wohlfahrtsorganisationen angenähert. Die von ihm verfassten oder beeinflussten Gemeinde- und Kirchenordnungen (Leisnigger Ordnung, die Ordnungen Bugenhagens) verbanden Nächstenliebe und Gerechtigkeitsregeln mit wirtschaftlichen und pädagogischen Prinzipien, ohne freilich die Logik der Welt und die Macht des Bösen illusionistisch zu suspendieren. Im Übrigen bewegten sich die Vorstellungen LUTHERS in dieser späteren, gemeindeorientierten Phase ganz in der Nähe heutiger gemeindebasierter Diakonie bzw. der Community-work-Konzepte mit familialem, nachbarschaftlichem Hilfehandeln und Netzwerken einerseits und kommunaler Wohlfahrtskoordination in bürgerlicher Verantwortung andererseits, wobei sich kirchliche und städtische Aktivitäten ergänzen sollten, wie das die verschiedenen städtischen Gemeindeordnungen des 16. Jahrhunderts anschaulich belegen.

LUTHER hat in seiner Zeit die beiden „Logiken“ durch die gemeinsame Leitperspektive des einen Reiches Gottes, das in der Verkündigung des Evangeliums schon wirksam ist, zusammenzuhalten versucht. Freilich kam es im Luthertum des 19. und 20. Jahrhunderts zu einer Trennung. Die weltlichen Obrigkeiten und

²³ Vgl. TÖRNvall, GERD: Geistliches und weltliches Regiment bei Luther. Studien zu Luthers Weltbild und Gesellschaftsverständnis, München 1947; SAUTER, GERHARD (Hg.): Zur Zwei-Reiche-Lehre Luthers (Theologische Bücherei Bd. 49), München 1973.

Ordnungen, m. a. W. die „Sachlogik“ der Welt, galten diesen Lutheranern als gottunmittelbar. Die Liebesordnungen des Reiches Gottes sollten erst nach dem jüngsten Gericht wirksam werden, mit der Konsequenz, dass einige Lutheraner auch staatliche Rechtsbrüche rechtfertigen konnten, weil sie ja die Staatsführung als unmittelbar von Gott eingesetzt betrachteten.

Hybridität als Herausforderung zu interdisziplinären Normierungen

Gegen eine solche Aufhebung des Neben- und Miteinanders unterschiedlicher „Sachlogiken“, konkret einer ökonomischen und einer diakonisch-ethischen Logik, ist auch eine diakonische Organisation nicht gefeit, die sich als hybride Organisation im skizzierten Sinne versteht. Jedenfalls ist sie dies so lange nicht, wie unter hybriden Organisationen lediglich solche verstanden werden, die unterschiedliche, miteinander in Spannung stehende Logiken irgendwie miteinander vereinbaren müssen. Der Gefahr, dass die erfolgsträchtigeren ökonomische Gewinn- und Leistungslogik sich auf Dauer durchsetzt, ist kaum zu entgehen, weil Wettbewerbsdruck und Krisen – also die Gründe für Notfallregelungen – auch auf dem Sozialmarkt nicht nur vorübergehend, sondern vermehrt auftreten. Das Modell einer hybriden Organisation enthält jedoch mehr als ein ungeklärtes oder diffuses Interagieren unterschiedlicher Logiken. Ein hybrides Antriebssystem etwa funktioniert nur, wenn bestimmte Normwerte die Interaktion zwischen den unterschiedlichen Antrieben, z. B. zwischen einem elektrischen und einem mit Benzin betriebenen System, regeln. Die Normwerte sind von einer Grundnorm abhängig, im genannten Beispiel von Energieeffizienz, die ihrerseits von einem ökologischen Wert bestimmt ist. Unbestreitbar ist, dass ein hybrides Antriebssystem, das nicht ständig beide Ressourcen nützt, sondern de facto fast immer die ökologisch schädlichere, gar nicht eingesetzt würde. Auch die Diakonie muss ihre hybride „Konstruktion“ dadurch legitimieren, dass ökonomische und diakonisch-ethische Energien bei jeder relevanten Aktion im Spiel sind bzw. entsprechend der Gesamtausrichtung mobilisiert werden.

Das Modell der hybriden Organisation erleichtert es auch zu erklären, warum die sozialstaatliche Integration besonders nach dem Zweiten Weltkrieg für die Diakonie weniger problematisch war als die Ökonomisierung der sozialen Dienstleistungen seit den 1990er Jahren. Der Sozialstaat beruht selbst auf Werten, die in der christlichen Überlieferung gut verankert sind. Es geht um Gerechtigkeit im Sinne eines sozialen Ausgleichs, es geht um Frieden durch konfliktmindernde Transferleistungen, es geht um besondere Zuwendung zu Benachteiligten und Armen über egalitäre Gerechtigkeitsnormen hinaus mit dem Ziel der Befähigung und Rehabilitation. Das alles sind Kernanliegen einer christlich-diakonischen Ethik, die das sozialstaatliche Engagement der Diako-

nie voll rechtfertigen konnten. Selbst die missionarische Komponente des Glaubenszeugnisses durfte berücksichtigt werden. Denn es ist der christliche Glaube, der sowohl zu einem sozialstaatskonformen Verhalten verpflichtet, einschließlich professioneller Qualitätsstandards und Leistungseffizienz, als auch Insuffizienzen und verbleibende Widersprüchlichkeiten individuell erträglich macht und sozialtheologisch in eine eschatologische Perspektive stellt und damit einen Anlass zu weiteren Verbesserungen bietet. Die Addition von theologischer und sozialstaatlich-funktionaler Kommunikation ließ sich also auf dem Weg einer hierarchischen Integration bruchlos bewerkstelligen. Theologie und Diakonie mussten sich nur von einer (individuellen) Interpretation des Nächstenliebegebots als persönliche Hilfe/Unterstützung für Menschen in akuten Notlagen, zugunsten einer umfassenderen gesellschaftstheoretischen Interpretation verabschieden, was mit der Konzeption einer gesellschaftlichen Diakonie unter der Leitperspektive einer verantwortlichen Gesellschaft auch geleistet wurde.

Anders verhält sich dies mit den ökonomischen Theorien und Methoden. Hier hat es die Diakonie mit Wertgrundlagen zu tun, die der eigenen mindestens zum Teil diametral widersprechen. Die materielle Gewinnorientierung und der dabei virulente Egoismus wären theologisch auch dann inakzeptabel, wenn der unterstellte Effekt einer allgemeinen und optimalen Wohlstandsmehrung nachweisbar wäre. In Kauf zu nehmende, vorgeblich vorübergehende Ungerechtigkeiten und Verelendung wären als Folgen ebenso inakzeptabel wie das damit akzeptierte Prinzip, dass eine unmoralische Haltung (Egoismus) durch einen höheren moralischen Zweck (besseres Leben für alle) gerechtfertigt werden könnte. Eine einfache additive bzw. hierarchische Vermittlung zwischen ökonomischen und theologisch-ethischen Kommunikationen mit dem Ziel einer konsensuellen Wirtschafts- und Sozialethik ist unter diesen Prämissen nicht möglich. Die Wertkonflikte müssen diskursiv ausgetragen werden.

Diakonische Institutionen haben die Chance, solche Diskurse in die Organisationsentwicklung zu integrieren, wie dies auch vielerorts geschieht. Diskursive Lösungen von Wertkonflikten, etwa hinsichtlich des Gesundheitsbegriffs oder von Pflegezielen, werden in Leitbildern, Qualitätsmanagementkriterien und/oder Balanced Scorecards formuliert und bestimmen so strategische wie operative Entscheidungen. Wenn auf diese Weise theologische Überzeugungen und moralische Werte in die Organisationsziele sowie die operativen Muster eingehen und auch das Handeln der Mitarbeiter bestimmen sollen, ist es nicht verwunderlich, wenn sie auch ökonomisch, psychologisch und soziologisch überprüft werden.

Kann eine ganzheitliche medizinische und pflegerische Betreuung, in der auch Lebensziele, Wertvorstellungen und religiöse Bindungen „behandelt“ werden, finanziert werden? Kann das Personal entsprechend ausgebildet und motiviert werden? Wie sozialverträglich ist die Berücksichtigung und Thematisierung religiöser Orientierungen? Welche Konflikte sind zu vermeiden oder aber auszutragen? Angesichts solcher Fragen wird deutlich, dass in hybriden Or-

ganisationen Interdisziplinarität neu strukturiert werden muss. Hierarchische Integrationen (z. B. Theologie vor Ökonomie vor Psychologie oder umgekehrt) sind ebenso ausgeschlossen wie additive Lösungen, wenn also versichert wird, dass sich aus der Addition von optimaler Fachlichkeit und Seelsorge ein ökonomischer Vorteil ergibt, d. h. sich die Chancen am Markt erhöhen. Diskursive Interdisziplinarität ist ein kontinuierlicher perspektivischer Prozess. Jede Disziplin muss aus ihrer eigenen Perspektive die wesentlichen Ziele, Grundvorstellungen und Handlungsmuster aufgreifen und im Kontext der eigenen Disziplin reformulieren, d. h. verorten, qualifizieren, beurteilen. Sich so ergebende Differenzen müssen festgehalten und dann beiderseitig nach Vermittlungen gesucht werden, die in der hybriden Organisation unersetzbar sind. Manchmal werden theologische, manchmal ökonomische oder andere Kriterien erfolgreicher sein. Eine hybride Organisation ist ein dynamisches Gebilde, das die eigenen Potenzen und die Kompetenzen der Mitarbeitenden immer wieder neu integrieren muss und dabei meistens erfolgreich ist.

Abstract

This paper examines the state and challenges of research in the field of church-based social welfare. The author sketches the history of church-based social welfare from its beginnings regarded as a part of practical theology, through its development in interaction with state-run social welfare services to the modern system of economic competition among providers of welfare services. These trends have made shifts in research methods and models necessary, away from theories from a single discipline towards interdisciplinary theories. New theories of hybrid organisations are proving helpful in accounting for the various challenges for contemporary church-based social welfare.

Prof. Dr. Heinz Schmidt, Diakoniewissenschaftliches Institut, Karlstraße 16, 69117 Heidelberg; E-Mail: heinz.schmidt@dwi.uni-heidelberg.de